

434. E. B.: Radioaktivität gegen Ungeziefer, Der Abend, 16. März 1953, 6.

Radioaktivität gegen Ungeziefer

Zu den Nebenprodukten der Atomenergieanlagen gehören die Spaltprodukte des Urans. Der Uran„brennstoff“ wird im „Reaktor“ durch die Neutronen gespalten; die Atome des Urans zerbrechen in zwei Teile. Was macht man mit diesen Bruchstücken, den Spaltprodukten? Seit langem zerbrechen sich die Fachleute den Kopf, wie man sie nicht nur loswerden, sondern auch einer nutzbringenden Verwertung zuführen kann. Bis heute ist man noch zu keinem wirklich befriedigenden Resultat gekommen. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß man früher oder später doch praktische Verwendungen finden wird.

Man ist versucht, die Bruchstücke als die „Asche“ des Uranreaktors zu bezeichnen, denn sie sind das, was bei der „Verbrennung“ des Urans übrigbleibt. Die Bezeichnung wäre aber irreführend, denn die Asche einer gewöhnlichen Feuerung besteht aus den Verunreinigungen der Kohle, die bei der Verheißung hinterbleiben. Je reiner eine Kohle, desto weniger Asche bleibt übrig. Heizöl hinterläßt überhaupt keine Asche. Die Bruchstücke des Urans dagegen bestehen nicht aus einer Verunreinigung des Brennstoffes, sondern sie sind die wirklichen Verbrennungsprodukte, so wie Kohlensäure und Wasserdampf die — freilich unsichtbaren — Verbrennungsprodukte der Kohle sind.

Uranreaktoren verüben Selbstmord

Alle Spaltprodukte sind — das ist das Gemeinsame an ihnen — stark radioaktiv. Ihrer chemischen Natur nach unterscheiden sie sich zwar voneinander. Es gibt da radioaktives Brom und Jod und Antimon und Barium und Krypton und Xenon und Silber und Zirkon. Das interessiert uns aber hier nicht. Jedenfalls „verschweinen“ diese Radioelemente im Laufe der Zeit die Anlage in dem Maße, in dem sie sich in den Uranstäben ansammeln. Die Verunreinigungen üben auf den weiteren Verlauf der energieliefernden Reaktion einen ungünstigen Einfluß aus, weil sie, ebenso wie das Uran selbst, auch Neutronen einfangen, die doch die Kettenreaktion fortzuführen sollen. Indem sie dem Uran die

der Hitze aussetzen, und oft ist die Anwesenheit der Insektengifte unzulässig. Hier ist die Vernichtung durch Strahlung ideal.

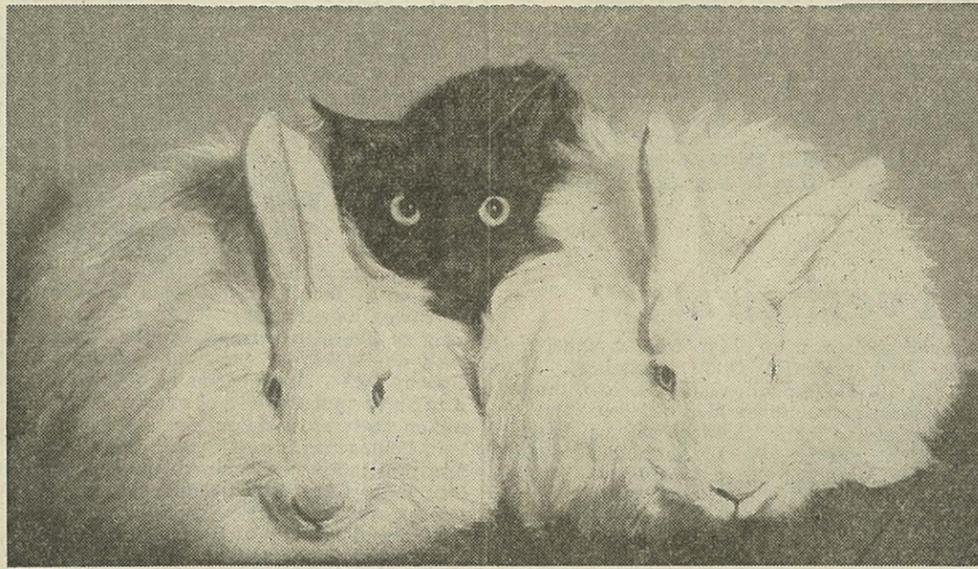
Soweit man bisher weiß, üben die sogenannten Gammastrahlen, die von den Spaltprodukten ausgesendet werden, auf Lebensmittel keinerlei nachteilige Wirkung aus. Hingegen bringen sie zuerst die Lebensfunktionen der Tiere zum Stocken, besonders die Fortpflanzung; in höherer Dosis werden die Tiere getötet. Da die Strahlen große Durchdringungskraft haben — noch größere als die der Röntgenstrahlen —, werden auch die Insekten im Inneren der bestrahlten Waren betroffen.

Zwar sind niedere Lebewesen weniger strahlenempfindlich als die hochentwickelten Säugetiere. Das internationale Maß für die Strahlendosis ist das Röntgen, so wie das Volt das Maß der elektrischen Spannung ist. Man hat nun gefunden, daß Säugetiere sterben, wenn sie schlagartig auf ihrem ganzen Körper einer Dosis von einigen hundert Röntgen ausgesetzt werden. Bakterien — also besonders primitive Lebewesen — brauchen zur sicheren Abtötung Hunderttausende oder so-

gar Millionen Röntgen. Insekten stehen etwa in der Mitte. Man hat durch eigene Versuchsreihen gefunden, daß sie durch ungefähr 50.000 Röntgen getötet, aber durch die halbe Dosis schon an der Vermehrung verhindert werden.

Nicht verschwiegen soll allerdings werden, daß „Menschenfreunde“ auch schon den Einsatz der strahlenden Spaltprodukte des Urans gegen Menschen vorgeschlagen haben. Die Atombombe allein genügt ihnen nicht. Wir überlassen es den Lesern, zu erraten, in welchem Kontinent diese „Menschenfreunde“ ihren Wohnsitz haben.

Schwarz auf weiß — und doch ein Irrtum!



Komm nur heraus, du kleines Schwarzgesicht, du bist ja kein Angorahäschen

...und eine Kurzgeschichte

Er war einmal mein Freund

Als der des Mordes an Francis Tombacon angeklagte William Wimsey sich erhob, um ein letztes Wort zu sprechen, wurde es totenstill im Gerichtssaal. „Ich bin schuldig“, sagte er, „es ist wahr, ich habe Francis Tombacon...“ Er stockte und unterbrach sich. „Wir waren Freunde“, fuhr er nach kurzer Pause fort, „gute Freunde, bis Mabel Stainsborough uns begegnete. Wir liebten sie beide. Dabei waren wir zum erstenmal einander im Wege. So prallten wir zusammen. Es wurde ein gefährliches Spiel. Freiwillig würde keiner sie dem anderen überlassen, das wußten wir beide.“

In der Nacht zum 3. März waren wir gemeinsam mit Mabel aus. Wir tanzten abwechselnd mit ihr, und wenn ich sah, daß sie mit Francis lachte, schlug eine Flamme der Eifersucht über mich hinweg. Später ging ich mit Tombacon nach Hause. Wir wußten es beide; hinter der krampfhaft aufrechterhaltenen Fassade unserer Freundschaft schwelte der Haß.

Die Nacht war dunkel. Es hatte tagelang geregnet. In den Bergen schmolz der Schnee und der Fluß führte Hochwasser. Um den Weg abzukürzen, gingen wir über die Brücke. Sie wissen, daß sie kein Geländer hat. Die geteerten Holzlatten, über die wir schritten, waren schlüpfrig vom Regen. Es war gefährlich, abzugleiten, denn tief drunten in der Schlucht gurgelte der Fluß. Ich ging einige Schritte vor Francis. Plötzlich überfiel es mich. Kein Mensch würde jemals erfahren, wie es geschehen war, wenn er im Wasser verschwände. Ich dachte an nichts mehr, als daran, die nie wiederkehrende Gelegenheit zu nutzen, mir den Weg zu Mabel freizumachen.

Ich blieb stehen und steckte eine Zigarette in den Mund. Tombacon kam heran: „Hast du Feuer?“ fragte ich ihn. Er nahm sein Feuerzeug aus der Tasche, schlug die Flamme an und hielt sie an meine Zigarette. Er stand mit dem Rücken zum Abgrund. Da stieß ich ihn vor die Brust. Er taumelte zurück, glitt aus und kippte hintenüber, hinunter in die Schlucht. Der Fluß brauste unter der Brücke hinweg. Er donnerte gegen die Pfeiler.“

Wimsey schwieg. Er trocknete sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirne. „Ich sagte damals, Francis wäre verunglückt“, fuhr er fort. „Warum sollte das nicht die Wahrheit sein? Niemand hatte einen Verdacht, denn wir waren Freunde gewesen. Von unserem Haß ahnte niemand etwas, nicht einmal Mabel.“

Man hat Francis Tombacons Leiche nie gefunden“, sagte Wimsey. „Ich hatte freie Bahn, aber ich wurde nicht mehr froh. Auf allem, was ich tat, lag Tombacons Schatten. Wenn ich zu Mabel ging, war er zwei Schritte hinter mir. Ich erhielt Briefe von Leuten,

die ich nicht kannte. Sie fragten nach Tombacon. Ich machte die Briefe auf, Tombacons Schatten kroch heraus. Einmal rief mich jemand aus einer fremden Stadt an. „Hallo, Tombacon, bist du’s?“, sagte er. Er hatte geglaubt, Francis Stimme statt meiner zu hören. „Tombacon hat große Stücke auf Sie gehalten. Sie waren sein bester Freund, Mr. Wimsey, nicht wahr?“ sagte der Fremde durch das Telefon. Da hängte ich auf.

Der tote Tombacon stand überall und verfolgte mich Tag und Nacht. Einmal hörte ich nachts plötzlich Tombacon vor meinem



fenster pfeifen. Es war unser altes Signal. Das gab mir einen Schlag. Ich stürzte an das Fenster. Aber Tombacon war tot. Ein Fremder ging unten vorbei und pfiiff, genau so wie Francis gepfiffen hatte, wenn er zu mir kam. Acht Tage später kam Tombacons Bruder aus Redfontain. Ich mußte ihm die Unglücksstelle auf der Brücke zeigen, die Stelle, an der ich ihn hinuntergestoßen hatte. Es hätte nicht viel gefehlt, daß ich selbst hinabgestürzt wäre. Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. „Wir wissen, daß Sie ihm nicht helfen konnten“, sagte der Bruder. „Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Mr. Wimsey.“

Aber mein Gewissen begann mich zu jagen, der tote Tombacon hetzte mich. Immer wieder, immer wieder hörte ich dieses: „Sie waren ja sein bester Freund.“ Ich las es in den Briefen seiner Mutter, seiner Schwester — es machte mich halb wahnsinnig. Aber ich hielt durch bis zum 3. März — auf den Tag genau ein Jahr war es her, daß ich Tombacon in die Schucht gestoßen hatte — bis ich von seiner Mutter das kleine Päckchen bekam. Eine silberne Uhr war darin und ein Brief der alten Frau. „Diese Uhr soll einmal Francis haben“, schrieb sie. „Ich glaube, es

ist in seinem Sinne, wenn ich sie Ihnen gebe. Sie waren sein bester Freund und waren bei ihm, als das Unglück geschah.“ Als ich den Deckel der Uhr aufmachte, sprang Tombacons Schatten heraus. „Zur Erinnerung an Francis Tombacon, gestorben am 3. März 1949“, war in dem Deckel eingraviert.

Wimsey hielt inne. Er atmete schwer. „Das gab mir den Rest. Ich stellte mich am gleichen Tag dem Gericht. Das andere wissen Sie. Ich bitte das Gericht um nichts. Machen Sie mit mir, was ich verdiene.“

Wimsey sank erschöpft auf einen Stuhl. Es blieb einige Augenblicke still. Jeder im Saal wußte, was Wimseys Geständnis bedeutete. Der Richter würde es leicht haben bei seinem Spruch.

Da stand mitten unter den Zuhörern ein Mann auf und ging nach vorne. Er trat vor den Richtertisch. Als der zusammengesunkene Wimsey ihn sah, wurde er schneeweiß im Gesicht.

„Euer Ehren“, sagte der Fremde zu dem Richter, „einen Augenblick, bitte, ehe Sie urteilen. Ich habe noch etwas zu sagen.“

Der Richter fuhr ärgerlich hoch. „Wer sind Sie und was wollen Sie hier?“ „Ich will verhindern, daß Sie ein falsches Urteil fällen, verhindern will ich, daß diesen Mann“ — er deutete auf Wimsey — „ein un-rechter Spruch trifft. Er ist nicht schuldig, wenigstens nicht im Hauptpunkt der Anklage.“

Der Richter sagte gereizt: „Sie haben wohl sein Geständnis nicht gehört?“

„Doch“, sagte der Unbekannte, „und es ist alles wahr, was er gesagt hat. Nur, Euer Ehren, Francis Tombacon ist nicht tot. Also hat er ihn nicht ermordet. Ich bin Francis Tombacon.“

„Was geschehen ist, haben Sie von ihm gehört“, sagte Tombacon ruhig. „Aber er konnte nicht wissen, daß ich davongekommen bin. Er sollte es auch nicht eher erfahren, als bis er ein Geständnis abgelegt hatte. Auf diesen Tag habe ich gewartet. Ich hätte sonst nie beweisen können, daß er mich in den Fluß geworfen hat, wie eine Katze, die man ersäufen will, denn Zeugen waren ja nicht dabei.“ Er lächelte traurig. „Tombacons Schatten, Euer Ehren, die Schatten, die ihn zum Zusammenbruch trieben, sie waren von mir geschickt, die Briefe, die Telefongespräche und die Uhr. Ich wußte, daß er das nicht lange aushalten würde. Ich kannte ihn wie mich selbst, denn er war einmal mein bester Freund, bis wir auf jene Brücke traten. Ich glaube, Sie müssen den Fall Wimsey noch einmal aufrollen.“

Dann trat Tombacon zurück. Er ging an Wimsey vorbei. Der saß auf seinem Stuhl und verbarg sein Gesicht in den Händen.

Handschuhe

Den dritten Winter haben sie beim Zeigefinger und beim kleinen Finger, dort, wo die Halteschlinge in der Straßenbahn die Wolle durchscheuert, ihre traditionellen fadenscheinigen Stel-len und späteren Löcher gehabt. Jetzt geht es wirklich nicht mehr. Jetzt geht es nur mehr darum: wer wird schneller sein, der Frühling oder das endgültig unstopfbare Loch. Manchmal ist das Loch schneller, manchmal der Frühling. Im ersten Fall irrt man ein bis zwei Wochen jämmerlich an den unbehandschuhten Händen, im zweiten nimmt man rührenden Abschied von den ausgedienten Hüllen. Noch einmal versucht man es und holt den Rat der Stopfkundigsten ein. Aber die Handschuhe sind rettungslos verloren. Eines schönen, kühlen Frühlingstages nimmt man Abschied von ihnen, und dann sieht man sie nie wieder.

Wenn man sie doch wiedersieht, erkennt man sie nicht mehr. Meistens fristen sie einzeln ihr Dasein. Schwarz und verpickt, und so hart, daß er von allein stehen kann, dient er eine zum Ofenputzen. Den anderen hat längst die Katze geholt zum Katz-und-Maus-Spielen. Oder die Maus hat ihn geholt, um ihren Kindern Matratzen daraus zu machen. Oder die Mutter hat ihn geholt als Schuhputzfleckerl.

Meistens aber sieht man Handschuhe, die man einmal abgelegt hat, niemals wieder. Sie sind den Weg aller Handschuhe gegangen, den niemand kennt. Alle Handschuhe gehen ihn früher oder später, die zerrissenen und die schönen, noch guten und manchmal auch die ganz neuen, die eines Tages, einfach so — spurlos verschwinden. Und wer's nicht glaubt, soll erzählen, wo alle die Handschuhe hingekommen sind, die er in seinem Leben schon besessen hat.

Friedl Hofbauer